

PYGMAENMISSION — EIN PROBLEM

von Paul Schebesta

Man sagt meinen Forschungsberichten über die Pygmäen nach, sie seien von tiefem Mitgefühl und großer Zuneigung für diese Primitiven diktiert. Weder grundlose Voreingenommenheit noch abenteuerliche Romantik führten mir bei Abfassung meiner Bücher die Feder; denn die sieben Jahre, die ich mit diesen Pygmäen in den Dschungeln Afrikas und Asiens verlebte, waren alles andere als angenehm und romantisch. Vielmehr war es das Erleben echten, unverdorbenen, primitiven Menschentums, das mir diese Völker so ans Herz wachsen ließ. Das Erlebnis ihres schweren Kampfes um ein dürftiges, aber doch in sich ausgeglichenes Dasein nötigte mir einerseits Bewunderung ab, andererseits ließ es mich auch nach Wegen suchen, ihnen zu helfen. Hier soll nur von den *Bambuti*, den Urwaldzwerge am Ituri in Belgisch-Kongo, die Rede sein.

Die *Bambuti* brachten mir schon bald viel Vertrauen entgegen und erhofften sich von ihrem „Baba“ Besserung ihrer Lage. Sie fühlten sich ärmer als die Neger, ihre Wirtschaftsherren, von denen sie sich ausgebeutet wußten. Bislang hatten sie keine Instanz, die ihnen hätte helfen können; denn die Weißen samt und sonders waren nach der Meinung, die ihnen die Neger beigebracht hatten, nur für die Neger im Lande. Die *Bambuti* waren vogelfrei. Die Neger hatten ihre Missionare, die man „Baba“ nannte, die *Bambuti* nicht; sie waren ja wie das Wild des Waldes keiner Betreuung wert.

Da auf einmal tauchte der erste Weiße im Ituriwald auf, der nur für die *Bambuti* kam und sogar unter ihnen wohnen wollte. Das war eine Urwaldsensation sondergleichen, davon zeugt der Name *Baba wa Bambuti*, Vater der Zwerge. Das ließ auch die Pygmäen aufhorchen. Nun hatten auch sie einen „Baba“, dem sie ihre Nöte und Streitfragen unterbreiten konnten.

Meine Forschungen hatten das Augenmerk der Kolonialregierung Belgiens und der Missionen auf die Pygmäen gelenkt. Nicht einmal wurde mir die Frage gestellt, wie den *Bambuti* am leichtesten beizukommen wäre. Als Nomaden waren sie weder für die Verwaltung, noch für die Mission bequem erreichbar, zumal auch die Neger ein Interesse daran hatten, die Pygmäen von den Weißen fernzuhalten.

Da ich einmal Missionar in Afrika gewesen war und meine Forschungen unter den *Bambuti* als Priester machte, blieb mir das Problem ihrer missionarischen Betreuung ein Herzensanliegen. Einmal wollte ich einen wohlgedachten Vorschlag einer Missionierung der Pygmäen veröffentlichen, was hiermit geschehen soll.

Eines wurde mir sehr bald klar: daß die Pygmäen nicht in der herkömmlichen Art und Weise, wie man die Neger missioniert, angegangen werden konnten. Ihre Missionierung und Kolonialisierung durfte weder im üblichen Stil der Negererziehung, noch auch gemeinsam mit den Negern erfolgen.

Die Erschließung des Ituriwaldes durch Autostraßen hat der Zeit ein Ende gemacht, da man die Pygmäen als Urwaldkuriosum wie das Okapi bestaunte. Man kennt heute ungefähr ihre Kopfzahl, weiß um ihre Vitalität und ahnt auch ihre Bedeutung als Bevölkerungsfaktor für die inneren Urwaldgebiete. Im afrikanischen Tropenwald gehen Umwälzungen vor sich, die man vor dreißig Jahren nicht voraussehen konnte. Schuld daran ist der Einbruch der Zivilisation als Wirtschaftsfaktor. Die Neger erleben dadurch eine tiefgreifende Umgestaltung ihres wirtschaftlichen Lebens, die auch einen jähen Zusammenbruch ihres sozialen und weltanschaulichen Gefüges zur Folge hat. Jene Unbelehrbaren, die nicht müde werden, den Missionaren die Verantwortung für die Zerstörung einheimischer Kulturen aufzulasten, dürften gerade durch das Beispiel der heutigen Umwälzungen im schwarzen Erdteil sattsam belehrt sein, daß immer und überall nur der Zusammenbruch einheimischer Wirtschaft das ganze Gerüst primitiver Kulturen zum Einsturz bringt. Die Mission ist konservativ, ihre kulturelle Beeinflussung geht nur gemach voran, so daß sie für solche Katastrophen niemals verantwortlich gemacht werden kann.

Auch im „Herzen Afrikas“ — womit man die Urwaldgebiete am Albertsee und am Ituri meint — sind die Umwälzungen so radikal, daß von einem Zusammenbruch der eingeborenen Negerkulturen gesprochen werden muß. Eine Folge davon ist die Flucht der Neger ins Christentum, eine Erscheinung, die missionsbegeisterte Kreise freudigen Staunens begrüßen. Die tiefsten Ursachen dieser Entwicklung werden aber meistens nicht richtig erkannt. Es wäre irrig, dieses Phänomen für einen religiösen Umbruch in der Negerbevölkerung zu halten. Das ist es schon deswegen nicht, weil diese Bewegung auch dort eingesetzt hat, wo die Mission sich gar nicht betätigt hat, wie gerade in den Urwaldgebieten am Ituri. Was man in Afrika erlebt, ist zunächst eine Flucht aus der „Wildheit“ in die Zivilisation. Keiner möchte mehr „Buschneger“ sein oder *muschensi*, wie es am Ituri heißt, er will ein „Zivilisierter“ sein. Wie in Nordafrika die Flucht in den dort herrschenden Islam gleichbedeutend ist mit sozialem Aufstieg der sich ihm zuwendenden Neger, so in Zentralafrika, wo das Christentum der Exponent der Zivilisation ist, die Flucht in die christliche Mission. Das Motiv dieses elementaren Umbruchs in Afrika ist also primär keineswegs religiöser Art. Die Missionen müssen ihm aber größtes Interesse schenken, legt es ihnen doch die schwere Verantwortung auf, die aufbrechenden Massen aufzufangen und gründlich zu christianisieren. Wieweit ihnen das gelingt, bevor christenfeindliche Mächte auftreten und sich um diese Volkmassen in ihrer Art bemühen, das ist eine andere Frage.

Bisherige Missionsversuche

Die durch den Urwald geschlagenen Straßen öffneten den Weißen, und damit auch den Missionaren, den Zutritt zu bislang verschlossenen Gebieten. Vor dieser Zeit wurden die Ituri-Waldstämme kaum missioniert; die beiden katholischen Missionsstationen in Avakubi und Bafwaba hatten bis dahin nur geringen Einfluß auf die heidnisch konservative Waldbevölkerung. Protestantische Missionen gab es in jenen Waldstrecken überhaupt nicht. Heute hingegen, nach Erschließung der Urwaldgebiete, gibt es bereits zehn katholische und fünf protestantische Missionsposten, die sich um die Waldnegerstämme mühen. Es bleibt natürlich nicht aus, daß die Missionare jetzt auch mit Pygmäen in Berührung kommen, die sich den Straßen nähern, seitdem ihre Wirtschaftsherren, die Neger, gezwungen wurden, sich längs der Straßen anzusiedeln. Manche von diesen Missionsposten, besonders protestantische, geben sich sogar als Pygmäenmissionen aus. Sie erfassen aber die Pygmäen nicht oder kaum, solange sie als Negermission etabliert sind. Das liegt nicht nur an der Missionsmethode, die auf sesshafte Bevölkerung zugeschnitten ist, sondern auch an der sozialen Stellung der Bambuti, die die Neger nicht als gleichberechtigte Partner ansehen, meistens sie nicht einmal als Vollmenschen würdigen. Sie werden sie darum auch nicht als vollberechtigte Christen neben sich dulden, wenn es irgendwo gelingt, Pygmäen zu Christen zu machen.

Wenn der eine oder andere Pygmäe durch die heutige Missionsarbeit erfaßt und mit den Negern zugleich christianisiert wird, handelt es sich hierbei nicht um einen Dauererfolg und noch viel weniger um eine Missionierung der Bambuti; denn über kurz oder lang tauchen die getauften Pygmäen wieder in den nomadisierenden Verbänden der Ihrigen unter, und damit hat auch ihr Christsein ein Ende. *Die Pygmäenmission erfordert eine von der Negermission durchaus verschiedene, der Lebensart der Pygmäen angemessene Taktik und Methode.*

Eine der Pygmäensituation angepaßte Missionierung muß auf viel mehr als auf eine nur mehrmonatige Katechisierung ausgehen; *ihre erste Aufgabe muß es sein, die Pygmäen aus der Negerumklammerung zu befreien.* Das ist nur durch ihre wirtschaftliche Verselbständigung möglich, die allmählich zu einer bedingten Sesshaftigkeit der Pygmäen führen soll. Das wäre der Rahmen einer planmäßigen Mission für die Pygmäen, innerhalb dessen sich die Missionsbetätigung bewegen müßte. Die skizzenhafte Darstellung einer solchen Mission ist der Inhalt der folgenden Zeilen. Zugleich sind sie ein SOS-Ruf an die belgische Kolonialregierung, deren Obhut die Pygmäen anvertraut sind, und an die Missionen jener Vikariate, in deren Sprengeln Pygmäen leben. Letzten Endes handelt es sich um die Rettung der Pygmäen-Population, die nicht nur von den Negern bedrängt wird, sondern von der Zivilisation, die heute wie eine Furie durch den Urwald rast, zermalmt zu werden droht. Es kann nicht ausbleiben, daß die Bambuti, die sich den Autostraßen nähern und von

dort dem Getriebe der Zivilisation vorerst sozusagen als Zaungäste zuzuschauen, bald von ihr erfaßt und zerrieben werden, wenn nichts zu ihrem Schutze geschieht. Ihre berufenen Anwälte aber sind Kolonialregierung und Mission.

Pygmäenreservate

Als Vorbedingung einer geeigneten Pygmäenmission betrachte ich die Errichtung einer Art von Reservaten, allerdings nicht in dem Sinne, wie es die Tierreservate sind, deren es am Kongo schon mehrere gibt. Es geht weder darum, die Neger aus den Waldgebieten zu vertreiben, noch die Weißen von dort fern zu halten, sondern es handelt sich um eine zeitweilige Absonderung der Pygmäen von den Negern durch wirtschaftliche Methoden. Die Urwälder am Ituri sind weit genug, um die Bambuti in ihrer angestammten Lebensart zu erhalten. Es geht nur darum, sie aus der unwürdigen Bevormundung durch die Neger zu lösen. Diesen soll das angemäße Rechte genommen werden, Bambutimädchen willkürlich wegzuheiraten. Ebenso muß ihrer ausbeuterischen Bevormundung ein Ende gesetzt werden. Das soll nun nicht durch Gesetzgebung erreicht werden; vielmehr soll den Bambuti der Anreiz oder die Notwendigkeit genommen werden, sich den Negern anzubiedern und ihnen nachzulaufen. Die Bambuti sind keineswegs Freunde der Neger. Sie fühlen genugsam deren ausbeuterischen Druck, so daß sie über eine wohlwollende Befreiung von ihnen nur froh sein würden. Gleichzeitig aber dürften auch die Weißen, die Missionare miteingerechnet, die Pygmäen nicht an die Verkehrswege heranlocken; sie müßten gerade von den Segnungen der Zivilisation, wie sie augenblicklich der Negerbevölkerung zuteil werden, möglichst abgeschirmt werden. Die zivilisatorischen Güter müßten ihnen vorsichtiger zugeführt werden. Ich möchte hier aber unterstreichen, daß es mir fern liegt, einer hermetischen Absonderung der Pygmäen von Negern und Weißen das Wort zu reden; mir schweben Reservate von der Art vor, in denen die Bambuti in ihrer angestammten Umwelt ungestört verbleiben und sich dort ohne wirtschaftlichen Druck und Zwang seitens der Neger und Weißen langsam der Zivilisation entgegenentwickeln können. Die unbedingt notwendige Emanzipierung der Pygmäen von den Negern könnte nur dann reibungslos erfolgen, wenn die geplanten Missionen den Bambuti die wirtschaftlichen Vorteile, die sie aus der symbiotischen Verbindung mit den Negern ziehen, vollwertig ersetzen würden. Damit sind auch schon Charakter und Art der Betätigung einer Pygmäenmission angedeutet. *Ihre Grundlage ist wirtschaftlicher Art.*

Eigenart der Pygmäenmission

Die am Ituri herrschende völkische Situation *erheischt gebieterisch eine von den Negern getrennte, andersgeartete Missionierung der Pygmäen.* Die Neger sind seßhafte Bauern, die Pygmäen nomadisierende Jäger.

Rassisch und sozial stehen sich beide keineswegs freundschaftlich gegenüber, vielmehr gelten die Bambuti den Negern als minderwertige Menschen, die man verachtet. Mögen einzelne Pygmäen Eintritt in die Negergesellschaft finden, ganze Verbände nie. Die für sesshafte Stämme gangbare religiöse Unterweisung und Schulung ist für nomadisierende Pygmäen untauglich, damit natürlich auch eine Koedukation von Negern und Pygmäen.

1. Die erste und wichtigste Aufgabe einer Pygmäenmission würde darin liegen, die umherschweifende Lebensart der Wildbeuter zu lenken und zu normieren. Eine zwangsweise Sesshaftmachung kommt, wie schon gesagt, nicht in Frage. Kleine Posten mit Pflanzungen müßten vielmehr von der Mission angelegt werden, welche die Pygmäen abseits von den Straßen für eine Zeit heranzulocken hätten, wie es jetzt die Neger-siedlungen tun. Diese Posten müßten sich der Wirtschaftsstufe der Pygmäen tunlichst anpassen. Die Bambuti würden zur Anlage bzw. Instandhaltung der Pflanzungen herangezogen und angeleitet. Man würde sie dazu mit den nötigen Geräten ausrüsten und durch Nahrungsbeihilfe u. a. unterstützen. Sie werden sich zeitweise bei besonderen Nahrungsumständen (Termiten-, Fruchternten) veranlaßt fühlen, die Reduktionen zu verlassen; doch werden sie immer wieder zu ihnen zurückkehren, weil dort ihre Existenz gesichert ist. Damit werden die Bambuti zu einem halb-sesshaften Leben zwanglos erzogen. Die Mission wird bald Autorität genug haben, um Streitigkeiten der Sippen oder andere Unzulänglichkeiten zu steuern, und schafft damit auch die Möglichkeit, sich ihrer Erziehung zu widmen.

Durch dieses Vorgehen wird die Pygmäenbevölkerung sachte aus der Hörigkeit der Neger befreit, aus deren sozialen Verbänden gelöst, ohne daß es zu Feindseligkeiten zu kommen brauchte. Die Missionssiedlungen müßten jedoch abseits der Negerdörfer liegen, um den ständigen Kontakt der Bambuti mit ihnen zu unterbinden.

2. *Erziehung zur Arbeit* ist die Hauptaufgabe des Missionsprogramms. Die Mission hat keinerlei Nutznießung aus den mit Hilfe der Pygmäen angelegten Pflanzungen. Sie nimmt auch keinen Einfluß auf ihr soziales Gefüge, ihre Sitten und Bräuche, ausgenommen dringende Einzelfälle, die den Frieden oder die Moral gefährden. Dringende Aufgaben der Mission sind *die hygienische Betreuung der Bambuti, Säuglingspflege und Mutterschutz*, um der großen Kindersterblichkeit zu begegnen und dadurch die Bevölkerungszahl zu heben. Diese hygienische Betreuung in den Waldsiedlungen und den erreichbaren Nachbarlagern wird mit zur Eindämmung der Epidemien beitragen.

3. Mit der Erziehung zur Arbeit geht Hand in Hand die Erziehung der Jugend durch Vermittlung einer einfachen Schulbildung und des Christentums.

Man wird mit Recht nach den Erfolgsmöglichkeiten der hier entwickelten Theorie einer Pygmäenmission fragen. Liegen irgendwelche Missionsversuche unter den Bambuti vor und was haben sie erreicht?

1. Die ältesten Missionsposten am Ituri haben sich in keiner Weise mit den Pygmäen abgegeben. So blieb es bis 1935, als eine protestantische Mission, jene von Lolwa, die Missionierung der Pygmäen ins Auge faßte. Wenige Jahre später begannen die katholische Mission von Nduye und eine andere protestantische, sich den Pygmäen zuzuwenden. Es handelt sich dabei aber in keinem Falle um ausgesprochene Pygmäenmission, vielmehr versuchte man, die Bambuti dem üblichen Missionsbetrieb, der an erster Stelle doch Neger betreute, einzugliedern. Wenige Pygmäen nur wurden den Negerkatechumenen beigegeben. Auch in solchen Fällen kann durchaus nicht von Pygmäenmissionen die Rede sein. Denn diese wenigen hatten auf die Masse der Bambuti keinen Einfluß.

2. In Mbau-Mbiri, einem Negerdorf an der Straße unweit Beni, traf ich 1954 auf einen Missionsbetrieb, der sich den Pygmäen in der Weise widmete, daß sie von den Negern getrennt unterwiesen wurden. Der junge Missionar teilte durchaus meine oben erörterten Schwierigkeiten einer Koedukation von Negern und Pygmäen. Er ließ darum eine Anzahl Pygmäenknaben und -burschen von einem Negerkatecheten unterrichten. Doch auch diesen Versuch kann man nicht eine Pygmäenmission nennen, wie sie mir vorschwebt und wie ich sie skizziert habe.

3. Ein anderer Versuch wurde 1950 von den Petites Soeurs de Jésus unternommen. Wie bekannt, unterhalten diese Schwestern Missionen unter den am meisten vernachlässigten Völkern und Stämmen und suchen durch das christliche Beispiel auf die Menschen einzuwirken. An sich sehen sie von jeder Belehrung und wirtschaftlich-sozialen Beeinflussung ab. Es erging an mich durch die Generaloberin dieser Gesellschaft die Aufforderung, die Schwestern bei den Pygmäen einzuführen. Ich lehnte aber ab, weil ich am Erfolg einer solchen Missionierungsart unter den Pygmäen berechtigte Zweifel hatte. 1954 hatte ich Gelegenheit, die Niederlassung der Schwestern in Mbau-Mbiri zu besuchen. Ihr Versuch, sich der Lebensart der Pygmäen anzupassen, ging aber nur so weit, daß er sich derjenigen der Neger in etwa näherte, weit entfernt davon, der pygmäischen ähnlich zu sein, was Weißen, zumal Frauen, einfach unmöglich ist. Das selbstlose, abgetötete Leben der Schwestern beeindruckte alle weißen Besucher zutiefst. Aber auf die Neger und die Bambuti machte es keinen Eindruck, und zwar deshalb, weil man in ihrer Lebensweise doch nur eine, wenn auch eigenartige Lebensweise der Weißen sah. Überdies vermag ein armseliges Leben der Weißen den Eingeborenen keinen Respekt einzulösen; im Gegenteil. Es wurde auch bald erkannt, daß die an sich idealen Bestrebungen der Schwestern auf dem eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele führen würden. Schon bald betätigten sie

sich darum auch in der Krankenpflege. Schließlich kam man zu der Ansicht, daß die Schwestern allein, ohne männliche Hilfe, nicht würden auskommen können. Es hat den Anschein, als ob dieser Versuch sich zu einer Pygmäenmission in dem von mir gezeichneten Stil entwickeln könnte.

4. Meinem Plan einer Pygmäenmission liegt ein Versuch zugrunde, den ich mit den Bakango-Bambutu am Asunguda 1929 gemacht habe. Nach zweimonatigem Aufenthalt im Pygmäenlager am Asunguda nahm ich von den Bambutu Abschied, nicht ohne sie zu veranlassen, den Urwald für eine eigene Pflanzung zu roden. Ich rüstete sie mit allen dazu erforderlichen Geräten und Werkzeugen aus, und man ging sofort an die Arbeit. Meine Empfehlung dieser Gruppe an die Mission in Avakubi verschaffte ihr dort Unterstützung und Fürsorge. Als ich fünf Jahre später die Bakango wieder besuchte, staunte ich über die gepflegte Siedlung und die Bananenpflanzung mitten im Urwald. Aus Nomaden waren halbseßhafte Bananenbauern geworden. Eine nochmalige Empfehlung an die Mission führte zur Gründung der ersten Pygmäenschule. Schon ein Jahr später berichtete mir der Missionar: „Unsere Bambutu halten sich gut; es ist eine Lust, sie beim Unterricht zu sehen. Die Buben lernen fleißig das ABC und Rechnen. Auch der kleine Häuptling will an die ‚Universität‘. Sie müssen unbedingt noch einmal herkommen. Sie können jedem erzählen, daß Ihr Aufenthalt hier nicht nur die Forschung, sondern auch die Mission gefördert hat.“

Fünfzehn Jahre später, 1950, war ich wieder am Asunguda. Leider hatte der Krieg auch die blühende Pygmäen-Reduktion vernichtet. Das Missionspersonal hatte gewechselt; die Bambutu waren in Vergessenheit geraten. Weil sie niemand mehr führte, niemand ihre Sippenstreitigkeiten schlichtete, und weil der Älteste, die Seele des Unternehmens, gestorben war, zerfiel die Siedlung. Die Bambutu bestürmten mich, sie an einem anderen Ort wiedererstehen zu lassen. Leider gelang es mir nicht, in den wenigen Tagen meines damaligen Aufenthalts die Differenzen zwischen den Sippen zu regeln und den Grund zu einer neuen Siedlung zu legen. Soviel hatte aber das Experiment am Asunguda doch gelehrt, daß eine Seßhaftmachung der Pygmäen abseits der Neger, allerdings unter einer fürsorglichen Leitung durch die Mission, möglich und erfolgversprechend ist. Aus dieser Siedlung sind auch Pygmäenchristen hervorgegangen. Als ich am Apare, unweit der alten Asungudasiedlung, in der Dorfschule zelebrierte, diente mir ein Bursche am Altare, der, obzwar wie ein Neger gekleidet, doch die Pygmäenphysiognomie verriet. Es stellte sich heraus, daß er ein Kind des Asungudalagers war, jener Maduali, der sich 1929, auf allen Vieren kriechend, an die Trommel heranzuschleichen pflegte, um sie zum Tönen zu bringen. Als Knabe hatte er die ‚Universität‘ am Asunguda besucht, kam dann in die Schule der Mission von Avakubi und wurde getauft. Diese Erfahrung am Asunguda und andere, die ich in der Folge machte, wenn sich Pygmäen oft zu Hun-

dernten wochen- und monatelang in einem Lager um mich herum ansiedelten, ließen in mir die Überzeugung reifen, daß es möglich sei, sie zu halbseßhaften Pflanzern heranzubilden und ihnen eine gewisse Bildung zu vermitteln.

Aufbau und Funktion der Pygmäenmission

Diese Pygmäenreduktionen haben nicht den Zweck, die Bambuti von den Negern oder auch von den Weißen hermetisch abzuriegeln, sondern sollen sie nur von einer allzu intensiven Beeinflussung abschirmen. Durch Vermittlung einer schlichten Bildung und des Christentums sollen sie auf die einmal fällige Berührung mit der Zivilisation allmählich vorbereitet werden. Deshalb benötigt die Mission einen besonderen Aufbau, um erfolgreich arbeiten zu können.

1. Die Reduktionen, bestehend aus Wohnhäusern bzw. stabilen Hütten für das Missionspersonal, medizinischem Ambulatorium, Schule, Gotteshaus und Nebengebäuden, müßten etappenweise an geeigneten Orten (Wasser) im Ituriwald errichtet werden, wo sich eine Anzahl Bambutisippen und -clans leicht zusammenfinden könnten, ohne sich zu weit von ihren Schweifgebieten entfernen zu müssen. Die Niederlassungen müßten so weit abseits der Verkehrsstraßen bleiben, daß die Bambuti vor nachteiligen Einflüssen der Zivilisation vorerst bewahrt bleiben würden, bis sie soweit stabilisiert und geschult wären, um dem Anprall der Zivilisation ohne großen Schaden standzuhalten. Auch Zufahrtsstraßen dürften nicht gebaut werden.

2. Die geplante Pygmäenmission würde, der Lebensart der nomadisierenden Bambuti entsprechend, *den Charakter einer ambulanten oder fliegenden Mission* haben, weil das Missionspersonal viel unterwegs sein müßte, um die umliegenden Lager bzw. Tochterreduktionen zu besuchen und zu betreuen. Die Reisen würden in der Regel in Begleitung von Pygmäen zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Wohl müßte man an einem geeigneten Ort längs der Straße eine zentrale Prokur errichten, die den einzelnen Reduktionen die nötigen Bedarfsartikel zukommen ließe oder sie bis zu jenen Orten schaffte, von wo aus sie als Lasten ins Innere transportiert werden könnten.

3. Die Arbeits- und Lebensweise der Mission erfordert jüngere und gesunde Menschen, die den Strapazen gewachsen wären. Dieses Personal würde sich aus Missionaren und Missionslaienbrüdern einer Kongregation zusammensetzen, die gewillt wäre, sich dem Werk der Pygmäenmissionierung zu widmen. Es müßten geeignete Schwestern gefunden werden, die Kranken- und Säuglingspflege, aber auch andere Arbeiten, zu besorgen hätten und kleinere Urwaldwanderungen nicht scheuten, um die Pygmäenlager zu besuchen.

Inwieweit und wann auch Eingeborenen-Missionspersonal (Schwestern, Brüder und Lehrer) zur Mitarbeit hinzugezogen werden sollte, wäre

Sache der Überlegung an Ort und Stelle. Jedenfalls dürften diese Kräfte nur solchen Negerstämmen angehören, die mit den Pygmäen nicht in Symbiose stehen.

Selbstredend wäre auch Laienpersonal, besonders Ärzte, tunlichst zur Mitarbeit an der Pygmäenmission heranzuziehen.

4. Da ein solches Missionsunternehmen auch kolonialökonomisch von eminenter Bedeutung wäre, da es sich um die Erhaltung und kulturelle Erziehung eines Bevölkerungsteiles handelt, der der Kolonie einmal dienlich sein könnte, müßte es selbstverständliche Pflicht und Aufgabe der Kolonie sein, es allseits zu fördern. Wenn man bedenkt, welche große Summen z. B. zum Ausbau und Unterhalt von Tierschutzparks jährlich ausgegeben werden, muß man staunen, daß für die sehr gefährdete Pygmäenbevölkerung, die zu einer der ältesten und interessantesten der Menschheitsgeschichte gehört, bislang nichts unternommen wurde. Die zuständige finanzielle Instanz, die sich für die Pygmäenmission zu interessieren hätte, wäre der schon existierende „Fond de bien être des indigènes“.

5. Die Tätigkeit der Mission würde sich nur auf jene Waldgebiete erstrecken, wo Pygmäen massiert leben; Randgebiete würden nicht einbezogen. Da weiterhin diese Mission nicht für Neger bestimmt wäre, blieben die Negerdorschaften, die heute längs der Straßen angelegt sind, der Jurisdiktion der bestehenden Missionen unterstellt. Man würde bei dem Versuch der Pygmäenmissionierung zwar mit einem Posten beginnen, mit der Zeit aber, falls sich diese Art bewähren sollte, müßte das ganze Waldgebiet am Ituri ein Netz von Missionsposten bedecken, die von einer Zentrale aus zu lenken wären.

6. Weil diese Mission in Gebieten arbeiten würde, die heute Teile von vier verschiedenen Vikariaten bilden, ergäbe sich von dieser Seite her eine Schwierigkeit. Es müßte vor allem, da ja die Missionierung der Pygmäen von jener der Neger, wie oben erörtert, vorläufig getrennt gehalten werden müßte, von kirchlicher Seite ein Modus gefunden werden, der die Jurisdiktion und Tätigkeit der Pygmäenmission von den benachbarten Negermissionen abgrenzte und beide koordinierte.

Aus der vorausgehenden Erörterung ist zu folgern, daß eine solche Mission nur von jungen und ideal gesinnten Religiösen und Laien, die sich auch auf eine langwierige und geduldige Arbeit unter den Pygmäen ausrichten, in Angriff genommen werden kann. Blitzerfolge irgendwelcher Art sind von vornherein nicht anzustreben; denn es handelt sich nicht darum, mit glänzenden Erfolgstatistiken die Öffentlichkeit oder die Behörden zu blenden, sondern um eine Art Akkulturation (Selbsthaftmachung) und Christianisierung der Wildbeuter-Pygmäen, die sie vor dem Untergang retten und befähigen soll, in der Gemeinschaft der afrikanischen Völker einmal eine Rolle zu spielen.

Nach Beendigung meiner Forschungen glaube ich mein den Bambuti oftmals gegebenes Versprechen, mich ihrer anzunehmen, einzulösen und so der Verantwortung, die ich als ihr „Baba“ für den Schutz ihrer Existenz und ihr leibliches und geistiges Wohl trage, am besten gerecht zu werden, wenn ich die Öffentlichkeit, vor allem die am Kongo verantwortlichen kolonialen und missionarischen Kreise aufrufe, sich den Pygmäen helfend zur Seite zu stellen.

Anmerkung: Den Plan der Errichtung einer Pygmäenmission hat der Verfasser nach seiner letzten Forschungsreise (1955) einer zuständigen Stelle in noch detaillierterer Form unterbreitet. Hiermit wird er auch der Öffentlichkeit mitgeteilt, um weitere zuständige Kreise einerseits über die Wichtigkeit, andererseits über die Eigenart der Pygmäenmission, wie sie der Erforscher der Pygmäen sieht, zu unterrichten.

ZUM URSPRUNG DER TOTENGERICHTS- UND HÖLLEN- VORSTELLUNGEN BEI DEN TIBETERN

von Siegbert Hummel

Es wurden in den letzten Jahren und neuerdings wieder einige Bilder bekannt, auf denen das Totengericht und die sich anschließenden Höllenqualen nach den Vorstellungen der Tibeter dargestellt sind¹. Dieses Gericht und die Hölle werden nach den lamaistischen Anschauungen von dem noch wachen Bewußtsein des Verstorbenen im sogenannten Zwischenzustand (tib.: *Bar-do*) erlebt, einer meist auf 49 Tage ausgedehnten Zeit zwischen dem leiblichen Tod, der am 3. oder 4. Tage nach dem Sterben eintritt, und der Auflösung derjenigen Komponenten, die nach dem Glauben der Buddhisten die Psyche ausmachen und sich im Anschluß an das Leben im *Bar-do* meist wieder zu einem neuen Wesen konstituieren. Die einzelnen Phasen des Gerichtes und der höllischen Zustände während des Lebens im *Bar-do* haben nach der Meinung gelehrter Tibeter symbolhafte Bedeutung für Auseinandersetzungen im Bewußtsein des Verstorbenen, die im Karma, also im vergangenen irdischen Leben, be-

¹ L. A. WADDELL: *The Buddhism of Tibet*, London 1895, Abb. auf S. 91. — A. GRÜNWEDEL: *Padmasambhava und Verwandtes* (in: Baessler Archiv, Berlin, III/1 mit Tafel II). — TH. SCHREVE: *Ein Besuch im buddhistischen Purgatorium* (in: ZDMG Bd. 65, Leipzig 1911, 471 ff.). — *Das Tibetische Totenbuch*, herausgegeben von W. Y. EVANS-WENTZ, Zürich 1936, Abb. zu S. 110 (= W. Y. EVANS-WENTZ: *The Tibetan Book of the Dead*, London 1957, Abb. zu S. 166). — S. HUMMEL: *Eine Jenseitsdarstellung aus Tibet* (in: Acta Ethnographica VI/1—2, Budapest 1957, Abb. 1).